

Donnerstag, 14. Oktober 2021

Umstrittene Bührle-Sammlung

## «Das Kunsthaus Zürich hat versagt»

Es scheint ein Widerspruch zu sein: schöne Gemälde und hässlicher Krieg. Dabei inszenierten sich schon die Kriegsherren der Renaissance als Bewunderer der schönen Künste und ihre grosszügigen Mäzene. Wohl weil sie dachten, dass die Kunst ihre Taten überdauern würde.

Im Fall der Kunstsammlung Emil G. Bührles wird dies nicht der Fall sein. Seit Jahrzehnten sorgen Historiker und Journalistinnen dafür, dass im öffentlichen Gedächtnis bleibt, aus welchen Quellen sich Bührles Reichtum speiste – und dass seine Kunstsammlung auf Krieg und Vertreibung basiert.

Es war längst bekannt: Bührles Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon half mit, Deutschland nach Ende des Ersten Weltkriegs auf erneute Weltkriegsstärke hochzurüsten – und die friedenssichernden Absichten der Versailler Friedensverträge zu durchkreuzen. Danach belieferte Bührle skrupellos alle, die seine Waffen kaufen wollten. Vom Bundesrat dazu ermuntert, stellte er sich ab 1940 ganz in den Dienst Nazi-Deutschlands, bis die Landesregierung 1944 endlich den Mut fasste, mit einem Exportverbot diesen Geschäften den Riegel zu schieben.



Seit letztem Wochenende hängt die Kunstsammlung von Emil G. Bührle im Chipperfield-Erweiterungsbau des Kunsthaus Zürich.  
Bilder: Kunsthaus Zürich, NZZ

### «Bührles Sammlung basiert auf Krieg und Vertreibung.»

Ebenfalls seit Jahren weiss man: Emil G. Bührle profitierte auch von Zwangsarbeit. Über siebenhundert aus Osteuropa verschleppte KZ-Insassen wurden zur Fertigung von Oerlikon-Kanonen gezwungen. Vor kurzem deckte das Konsumentenmagazin «Beobachter» auf, dass nach dem Kriegsende auch in der Schweiz Hunderte junge Frauen in einer Spinnerei im Toggenburg unter Zwang für Bührle schufteten – in einer Fabrik, die er 1941 zu einem weit unter ihrem Wert liegenden Preis erwerben konnte. Weil der jüdische Voreigentümer vor den Nazis fliehen musste.

Zahlreiche Kunstobjekte aus der Bührle-Sammlung waren einst nur auf den internationalen Kunstmärkten gelandet, weil Sammler und Galeristen sie als Folge von antisemitischer Entrechtung, Beraubung und Verfolgung verloren. Doch während unbestritten ist, mit welchem Geld Bührle seine Cézannes und Van Goghs und Monets erwarb, klaffen immer noch grosse Lücken, was deren Herkunft angeht. Denn bislang wurden die Wege, auf denen Gemälde und Skulpturen bei Bührle landeten, nur von der Bührle-Stiftung selbst erforscht. Ihr aber gehört der Kunstschatz im Milliardenwert.

Über all das war viel zu hören in den vergangenen Wochen. Denn mit dem Umzug der Bührle-Sammlung vom familieneigenen Privatmuseum ins Kunsthaus stellen sich die Fragen nach dem Umgang mit diesem belasteten Erbe neu. Stadt und Kanton Zürich kamen für den Löwenanteil des Chipperfield-Neubaus auf und garantieren die Betriebskosten des nun grössten Museums der Schweiz. Damit geht für die kommenden Jahre nicht nur die begehrte Kunstsammlung an sie über, sondern auch die historische Verantwortung. Man sei sich dessen bewusst, hiess es von Stadt und Kunsthaus immer wieder. In den edlen Sälen des Neubaus werde das Publikum umfassend über alles aufgeklärt werden.

Seit vergangene Woche sind die Werke nun zu sehen. Und es zeigt sich, dass sorgsam darauf geachtet wird, den Kunstgenuss nicht zu sehr zu trüben. Ein Dokumentationsraum wurde vom scheidenden Kunsthausdirektor Christoph Becker gleich selbst eingerichtet. Auch dort muss man mit der Lupe nach kritischen Informationen suchen.

Das Unverständnis über einen solchen Umgang mit Geschichte ist gross, nicht nur in der Schweiz. Dabei kommt die Kritik längst nicht mehr nur aus

der linken Ecke. So stellt die Süddeutsche Zeitung diese Woche nüchtern fest, die Stadt Zürich setze die Bührle-Sammlung entgegen aller Versprechungen ausschliesslich als Mittel zum Standortmarketing ein – ja, sie wasche sie rein. Selbst die konservative Frankfurter Allgemeine Zeitung schreibt fassungslos, dass man diese Gemälde doch nicht anschauen könne, «ohne an die Sammler zu denken, die sie nicht mehr sehen konnten, weil sie überstürzt ihre Häuser verlassen mussten».

Wie aber sähe ein Umgang mit all dem Leid und der Gewalt aus, die nun einmal untrennbar mit den Bührle-Kunstschätzen verbunden sind? Keine noch so prunkvolle Architektur und alles Schöne der Welt: Das Kunsthaus Zürich hat komplett versagt, darüber angemessen aufzuklären.



**Erich Keller**  
Historiker, Journalist und Autor. Zuletzt erschien: «Das kontaminierte Museum. Das Kunsthaus Zürich und die Sammlung Bührle», Rotpunktverlag 2021

## Ein Star macht noch keinen Sommer

Das Zürcher Kammerorchester spielt in der ganzen Schweiz, präsentiert das Land in der Welt – und schafft sich dauernd neue Probleme.

Es ist ein Kreuz mit diesen Kammerorchestern, egal, ob sie aus Bern, Basel, Lausanne oder Luzern kommen: Bisweilen programmieren sie hochoriginell, sind agil und international präsent. Und dann kämpfen sie wiederum Akzeptanz und Zuschauer, werden konventionell wie Nutella und stehen plötzlich wieder vor der Seinsfrage.

Mit dem Zürcher Kammerorchester war das vor wenigen Jahren so. Man wollte so gerne Sinfonieorchester spielen, bis der Subventionsgeber sagte: Das ist nicht eure Aufgabe. Als 2016 der Geiger Daniel Hope Musikdirektor wurde, änderte sich alles. Das kleine Orchester wurde in der Stadt Zürich ein unterhaltender Player.

### Das ZKO wird zum HBO: Hopes Begleitorchester

Das ZKO war beweglich, spielte tolle CDs ein, bot überraschende Formate, füllte die Säle, die Programme erzählten eine Geschichte. Das ZKO wurde wieder ein Zürcher Leuchtturm: In der Elbphilharmonie in Hamburg ging und geht man ein und aus – aber auch in Olten, Luzern oder Chur ist man präsent wie kein anderes Schweizer Ensemble. Immer haftete an den Konzerten etwas Ereignishaftes. Daniel Hope zog, das Tonhalle-Orchester lahmte.



Daniel Hope (links mit Fliege) im Zusammenspiel mit Konzertmeister Willi Zimmermann.

Bild: Thomas Entzeroth (Zürich, 12. Oktober 2021)

Vor drei Jahren aber hat das Bild in Zürich gedreht. Der Schwung wurde zur Masche, Corona kam und das ZKO verschwand im ZKO-Haus am Stadtrand. Gleichzeitig lief das Tonhalle-Orchester mit dem neuen Chefdirigenten Paavo Järvi gross auf. Er präsentiert das Orchester als Star. Das ZKO hingegen präsentiert seinen Musikdirektor Daniel Hope. Durchaus mit Erfolg:

Er verleiht dem Orchester so viel Glanz, dass die Musiker und Musikerinnen bisweilen verschwinden, das ZKO zum HBO wird: Hopes Begleitorchester.

Doch nun ist die Tonhalle renoviert, ideal, um wieder Schwung ins ZKO-Leben zu bringen. Alles gab sich am Dienstagabend denn auch gut gelaunt. Das Standard-«Grünezi» des südafrikanisch, irisch-

deutschen Geigers Daniel Hope klang im Unterschied zu den vergangenen 31 Malerstaunlich gut: Das «ü» bloss gestreift, das «z» perfekt intoniert und viel – aber nicht zu viel – Betonung auf dem «i». Chapeau, im Konzert dann war nicht alles so gut.

Das ZKO will zwar nicht mehr ein Sinfonieorchester imitieren, aber mit dem Repertoire geht man nicht immer glücklich

um. Der Eröffnungsabend war typisch: Auf Violinkonzerte von Bach, Telemann und Vivaldi folgte Tschaikowskys «Souvenir de Florence» in der Streicherfassung. Ein Programm, wie es auch 1965 von den «Solisti Veneti» hätte gespielt werden können. Und so klang es stilistisch bisweilen auch trotz kurzzeitigen Kabinettstückchen: Romantischer Barock hier, zur üppigen,

hochvirtuosen Klangwolke aufgedunsene Romantik da.

Bei diesem Jammern über den verunglückten Neustart tut der Blick aufs Jahresprogramm gut, zeigt er doch die Spannweite des Orchesters, die bis zu einem szenischen Projekt im Schauspielhaus Zürich gehen wird. Das macht Lust auf mehr.

### Ein Silberbrötchen essen mit dem Stargeiger

Dass nur dem Schein nach gefeiert wurde, ist traurig. Es schwelt nämlich ein Zwist zwischen den pekuniär grosszügigen «Freunden des ZKO» und der neuen Orchesterleitung: Die Freunde wollen Details aus alten Bilanzen erklärt haben, das Wort Subventionsbetrug geistert in den Zürcher Medien herum.

Der Streit könnte für das ZKO böse enden, wenn die zwei Parteien nicht endlich eine Flasche Rauschling trinken, Silberbrötchen essen und sich aussprechen. Mit Kommunikator Hope hätte man einen perfekten Meditationsberater. Es wäre der Moment, wo er zeigen könnte, wie viel ihm sein Kammerorchester und Zürich wert ist.

### Christian Berzins

16. 11., Tonhalle Zürich: Schuberts «Winterreise» in einer sinfonischen Bearbeitung.